

# Theater der Zeit 9/10 '91

Stiefel und sein Socken", eine Inszenierung des Hamburger Schauspielhauses, Kroetz' „Ich bin das Volk“ in der Berliner Ensemble-Fassung und Jelineks „Die Ausgesperrten“, eine Arbeit des eben noch geschmähten Burgtheaters. Über Sinn und Unsinn dieses Programmteils ließ sich zumindest trefflich streiten. Kroetzens Szenenreigen gegen Rechts ist tatsächlich unkonventionell: politisch korrektes Kasperl-Theater im guten alten Agit-Prop-Stil. Außer Springer-Redakteuren regt soetwas heute keinen mehr auf. Im Gegenteil. Wie überall sitzen in Hannover CDU-Stadträte, deren Partei für die Asylantenhatz zu einem Gutteil verantwortlich zeichnet, bombig gelaunt im Parkett und klatschen sich die Hände wund. Auch Jelinek taugt schlecht als Kronzeugin für Detjes apodiktische Forderung nach anarchischem Bühnenirrsinn. Im Grunde lautet ihre Devise frei nach Heiner Müller: „Der Mensch ein Dreck, sein Leben schlechtes Theater“. Daß man daraus erstklassige Stücke machen kann, ist allerdings seit Plautus bekannt und wurde durch Jelineks sozialpädagogisch arg überfüttertes Morddramolett zumindest nicht gänzlich widerlegt. blieb „Der Stiefel und sein Socken“. Das Duell der altgedienten Eheleute Fanny und Herbert kreist im bewährten Achternbusch-Paralleluniversum. Die Bestandteile sind surreale Doppelbödigkeit, valentinesker Wortwitz, eine hybride Form von Maßkrugexisten-

tialismus und konsequente Subjektivität. In der richtigen Dosierung ergibt das wirkungsvolle Sprengsätze gegen abgelebte Sprach- und Denkraster. Doch die ist schwer zu finden. Denn man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, Achternbusch schreibe lediglich Filmstoffe für die Bühne um, weil ihm das Geld fürs Zelluloid fehlt. Naturalistische Saftmimik wie sie die Schauspielhaus-Stars Christa Berndl und Michael Altmann anbieten, führt da oft in die humorige Sackgasse. Auch wenn es schön anzusehen ist. Immerhin war die Nominierung Achternbuschs ein verdienter Punkt für Detje, den Theoretiker des theatralischen Radikalismus.

Es sollte nicht sein einziger bleiben. Der letzte Abend brach an und gehörte den Werkstattinszenierungen. Er handelte vor allem von Mißverständnissen. Das schönste entspann sich zwischen der Schweizer Autorin Katharina Tanner und Regisseurin Anette Ramershoven. Letztere hatte den dritten und vierten Akt von Tanners „Rufst du mein Vaterland oder Swiss Christmas“ zu einer absurden Glanznummer verfugt. Sie habe aber ein linguistisch wertvolles Stück Sprachkritik geschrieben, konterte die begabte Autorin und wollte gar vor der Aufführung einen Protestbrief verlesen. Gottseidank tat sie das nicht. Tanner fabuliert den Ritus eines schweizer Weihnachtsfests

mit solcher Verve und Bildkraft in den Orkus, daß Assoziationsketten von Freud bis Trenker sozusagen lawinenartig von den Bergen rauschen. Folgerichtig hatte Ramershoven mit allerlei Sperrmüll und Diaprojektor ein alpines Szenario auf die Bühne geworfen. Genau das richtige Gehege für Tanners durchgeknallte Eidgenossen, die auf das Leben nur noch mit Pawlowscher Reflexhaftigkeit reagieren können.

Oma dünnet in der Vergangenheit, der Tod des Sprößlings verursacht bei Mutter Blähungen in der Gebärmutter, Vater steckt einfach die jüngere Tochter in Sohnmanns Armeeuniform, während die Ältere den verblichenen Bruder zum posthumen Inzestakt auf den Berggipfel schleppt. Ja, da war ganz schön was los, aber immer noch jede Menge Platz für Tanners subtile Sprachminen. Ein Klassestück und eine adäquate Inszenierung.

Verwunderlicherweise paßte Detje der irrwitzige Bühnenspaß nicht ins Konzept. „Nichts sei das gewesen“, grummelte er am Tag nach der Premiere. Man wollte ihm schon eine feuchtfröhliche Nacht zu Gute halten, als er Jennifer Klemm verbal auf die Schulter klopfte. Was wiederum das Publikum nicht verstand. Aber das ist bekanntlich vergeßlich. Hatte die ausgefuchste Edelfeder nicht unspielbare Stücke gefordert? Und, weiß Gott, wenn es soetwas gibt, ist „Jennifer Klemm oder Trost und Elend der letzten Deutschen“ ein unspielbares Stück. Wie der Titel schon sagt, behandelt es die mentalen Befindlichkeiten der Berliner Künstlerin. Nach der Aufführung fiel einem nur noch Dante ein, das Motto an der Höllenpforte: Laß alle Hoffnung